

Die Schatzinsel

von Robert Louis Stevenson

Eine bearbeitete und illustrierte Ausgabe

für junge Leser

Bearbeitet von Archer White-Hillfort

Illustriert von Mara Seronda



Die Schatzinsel

von Robert Louis Stevenson

Eine bearbeitete und illustrierte Ausgabe für junge Leser

Bearbeitet von Archer White-Hillfort

Illustriert von Mara Seronda

Copyright © 2026 Ollada de Tinta

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlags in irgendeiner Form oder mit irgendwelchen Mitteln vervielfältigt, verbreitet oder übertragen werden, einschließlich durch Fotokopie, Tonaufnahme oder andere elektronische oder mechanische Verfahren, ausgenommen kurze Zitate in Rezensionen oder soweit dies nach dem geltenden Urheberrecht zulässig ist. Dieses Buch ist eine freie Bearbeitung für junge Leser von *Die Schatzinsel* (*Treasure Island*) von Robert Louis Stevenson, einem gemeinfreien Werk. Der Text wurde sprachlich vereinfacht, gekürzt und für ein junges Publikum neu gestaltet.

Diese Ausgabe wurde von Ollada de Tinta erstellt. Sie steht in keiner Verbindung zu und wird weder vom Nachlass des Autors noch von früheren Verlagen, Übersetzern oder Bearbeitungen des Originalwerks unterstützt oder empfohlen.

ISBN: 9798177577418

Zweite Auflage — September 2026

Prolog	7
Kapitel 1 – Der alte Seemann im Gasthof	11
Kapitel 2 – Der Schwarze Fleck	17
Kapitel 3 – Die Seekiste des Kapitäns	27
Kapitel 4 – Flints Karte	35
Kapitel 5 – Auf nach Bristol	43
Kapitel 6 – Die Reise beginnt	55
Kapitel 7 – Das Apfelfass	65
Kapitel 8 – Land in Sicht	75
Kapitel 9 – Das Schiff verlassen	87
Kapitel 10 – Die Belagerung	101
Kapitel 11 – Auf dem Meer treiben	113
Kapitel 12 – Israel Hands	123
Kapitel 13 – Im Lager der Feinde	133
Kapitel 14 – Das Skelett weist den Weg	145
Kapitel 15 – Der Preis des Schatzes	159
Nachwort der Bearbeiterin	171



Prolog

Viele Jahre sind seit damals vergangen. Doch das Meer hat sich nicht verändert. Nicht wirklich.

Manchmal, wenn der Wind von der Küste herüberweht, halte ich inne und lausche. Worauf eigentlich, weiß ich selbst nicht. Vielleicht nur, um mich zu vergewissern, dass es noch da ist.

In solchen Nächten kehren die Bilder zurück, ungefragt und lebendig wie eh und je. Ein Streifen weißen Sandes vor einem dunklen Wald. Das Knarren eines Schiffes, das durch die Nacht gleitet. Ein Feuer tief zwischen den Bäumen und die Gesichter der Männer, die darum saßen.

Ich erinnere mich noch gut an sie.

Nicht alle waren Freunde.

Nicht alle waren Feinde.

Das habe ich früh gelernt.

Ich war vierzehn Jahre alt, als alles begann. Kein Kind mehr, aber auch noch nicht der Mensch, der ich heute bin. Ich räumte Tische ab, hielt Ausschau nach Reisenden auf der Straße und träumte von Dingen, die ich selbst nicht benennen konnte.

Was in jenem Jahr geschah, veränderte mich auf eine Weise, die ich erst viel später verstand. Es war nicht der Schatz – obwohl es einen Schatz gab. Es war nicht das Meer – obwohl auch das Meer seinen Anteil daran hatte. Es waren die Menschen – und das, was ich von

ihnen lernte. Ebenso wie das, was ich über mich selbst lernte, als es keinen anderen Weg mehr gab, als weiterzugehen.

Manche Menschen werden zu Vorbildern. Andere zeigen einem, welchen Weg man niemals einschlagen möchte. Und manche – die schwersten zu vergessen – tun beides.

Lange habe ich gezögert, diese Geschichte aufzuschreiben. Manche Dinge behält man lieber für sich. Namen, die besser unausgesprochen bleiben. Erinnerungen, die noch immer schmerzen, wenn man sie zu lange betrachtet. Sie begleiten einen länger, als man glaubt.

Jahrelang war ich überzeugt, dass es genügte, mich still an alles zu erinnern – dass Worte nichts daran ändern würden. Doch Schweigen verändert Erinnerungen. Es lässt manche Augenblicke größer erscheinen, als sie waren, und andere kleiner. Manchmal viel kleiner.

Am Ende kam ich zu der Überzeugung, dass diese Geschichte so erzählt werden sollte, wie sie sich wirklich zugetragen hat. Ohne Ausschmückungen. Ohne Verzerrungen. Genau so, wie sie war.

Nicht weil sie ein Abenteuer ist – obwohl sie das zweifellos ist. Sondern weil sie vom Erwachsenwerden erzählt. Davon, den falschen Menschen zu vertrauen – und den richtigen. Davon zu erkennen, dass die Welt weit komplizierter ist, als sie vom Fenster eines Gasthofs aus erscheint.

Mein Name ist Jim Hawkins.

Und dies ist die Geschichte dessen, was damals geschah.



Kapitel 1 – Der alte Seemann im Gasthof

Unser Gasthof hieß Admiral Benbow. Er stand an der Küstenstraße, einsam an den Klippen, dort, wo der Wind das Rauschen des Meeres mit sich trug und die Wellen gegen die Felsen schlugen.

Ich lebte dort mit meiner Mutter und half ihr bei der Arbeit. Meistens schenkte ich Getränke aus, brachte Essen an die Tische und räumte ab, wenn es etwas zu tun gab.

Nur wenige Menschen kamen diese Straße entlang. Manchmal ein Fischer am frühen Morgen oder ein Reisender auf der Durchreise. Aber die meiste Zeit war niemand zu sehen. Und wenn doch einmal jemand auftauchte, bemerkte man es sofort.

Bis zu dem Tag, an dem er kam.

Ich sah ihn den Pfad entlangkommen, der über die Klippen führte. Schwerfällig schritt er voran und trug eine große Seekiste über der Schulter. Sie war breit und schwer, die Ecken vom langen Gebrauch abgeschabt.

Als er näher kam, betrachtete ich sein Gesicht. Seine Haut war von Sonne und Wetter gegerbt, und eine lange Narbe zog sich über seine Wange. Seine Kleidung war abgetragen und schmutzig.

Er war nicht die Art von Mann, der einem gern allein begegnet. Mir jedenfalls nicht.

Vor dem Gasthof blieb er stehen.

Mit einem dumpfen Schlag ließ er die Kiste zu Boden fallen.

Zuerst blickte er aufs Meer.

Dann auf die Straße.

Und schließlich auf den Gasthof.

„Ist das der Admiral Benbow?“, fragte er.

„Ja, Sir.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er hinein und deutete auf einen Tisch am Fenster.

„Rum.“

Ich ging, um ihn zu holen. Als ich zurückkam, blickte er noch immer zur Straße hinaus.

Er legte ein paar Münzen auf den Tisch.

„Nimm, was du brauchst.“

Er nahm einen langen Schluck und stellte den Krug wieder ab.

„Mir gefällt dieser Ort.“

Mit den Fingerknöcheln klopfte er auf die Tischplatte.

„Auf dieser Straße kommen nicht viele Leute vorbei, oder?“

„Nicht viele.“

Langsam nickte er.

„Gut.“

Noch einen Moment sah er hinaus. Dann wandte er sich zu mir um und deutete mit dem Finger auf mich.

„He, Junge.“

Ich trat näher.

„Hör gut zu.“

Er beugte sich vor. Sein Atem roch nach Rum.

„Wenn du einen Seemann diese Straße entlangkommen siehst ... dann kommst du sofort zu mir.“

„Ja, Sir.“

Seine Augen verengten sich.

„Nicht irgendeinen. Einen ganz bestimmten.“

Er sah mich unverwandt an.

„Einen Mann mit nur einem Bein.“

Ein Schauer lief mir über den Rücken. Ich wusste nicht warum, aber mir gefiel die Art nicht, wie er das sagte.

„Hast du verstanden?“

„Ja, Sir.“

Plötzlich packte er meinen Arm. Fest.

„Wiederhole es.“

„Einen Seemann ... mit nur einem Bein.“

Er hielt mich noch kurz fest, dann ließ er los.

„So ist es recht.“

Mit dem Fuß stieß er gegen die Seekiste.

„Bring die auf mein Zimmer.“

Es kostete mich einige Mühe, sie die Treppe hinaufzuschleppen. Die Kiste war schwerer, als sie aussah.

Der Seemann kam hinter mir her und stellte sie neben dem Bett ab.

Bevor er ging, hielt er mich noch einmal zurück.

„Junge.“

„Ja?“

„Wenn dieser Mann auftaucht ... kommst du sofort zu mir. Sprich mit niemandem darüber.“

„Ja, Sir.“

Er musterte mich einen Moment lang.

„Das solltest du auch.“

Von diesem Tag an blieb er im Admiral Benbow.

Die Gäste begannen, ihn den Kapitän zu nennen. Niemand kannte seinen Namen, und er selbst nannte ihn nie. Der Name verbreitete sich schnell. Sogar meine Mutter gebrauchte ihn. Und ich ebenfalls.

Stundenlang saß er am Fenster, einen Krug Rum vor sich, und beobachtete die Straße durch sein altes Fernrohr.

Jedes Mal, wenn jemand auftauchte, hob er den Kopf.

„Junge.“

„Ja?“

„Wer ist das?“

„Ein Fischer.“

„Und der dort?“

„Ein Bauer.“

Dann brummte er nur und wandte sich wieder seinem Rum zu. Manchmal trat er hinaus und blieb lange in der Tür stehen, den Blick auf die Straße gerichtet. Oder er ging ein paar Schritte auf sie zu und kehrte wortlos zurück. Wenn er Schritte hörte, fuhr sein Kopf herum.

Nachts trank er und sang Seemannslieder mit einer rauen Stimme, die den ganzen Schankraum erfüllte. Manche Gäste gingen früh nach Hause. Niemand wollte Ärger.

Wenn jemand zu laut sprach, schlug er mit der Faust auf den Tisch.

„Ruhe!“

Und alle gehorchten.

Eines Nachmittags bedeutete er mir, mich zu ihm zu setzen. Er holte mehrere Münzen hervor und legte sie auf den Tisch.

„Jeden Monat eine“, sagte er. „Dafür, dass du die Straße im Auge behältst.“

Er schob eine Münze zu mir hinüber.

„Und dafür, dass du nicht vergisst, was ich dir gesagt habe.“

Ich nahm sie. Es war mehr Geld, als ich sonst in einer ganzen Woche bekam.

Der Kapitän wandte sich wieder dem Fenster zu. Doch die Straße war leer.

Eine Weile saß er einfach da, die Augen auf die Küste gerichtet.

Und wartete.

Von diesem Tag an achtete ich, sobald jemand auf der Straße erschien, nicht zuerst auf sein Gesicht.

Nicht auf seine Kleidung.

Nicht darauf, was er bei sich trug.

Ich sah zuerst nach seinen Beinen.



Kapitel 2 – Der Schwarze Fleck

Mehrere Wochen lang ging das Leben im Gasthof seinen gewohnten Gang. Doch etwas hatte sich verändert. Seit der Kapitän im Admiral Benbow Quartier genommen hatte, war nichts mehr ganz wie zuvor.

Die Straße lag noch immer meist verlassen da, und der Wind trug das Rauschen des Meeres heran. Doch nun schien ständig etwas in der Luft zu liegen, als warte die Welt auf ein Ereignis, das jeden Augenblick eintreten konnte.

Die Vormittage verbrachte der Kapitän mit seinem Fernrohr auf den Klippen. Manchmal stand er lange reglos da und blickte hinaus auf den Horizont. Dann wieder wanderte er die Küstenstraße entlang und beobachtete jeden, der sich ihr von weitem näherte.

Ständig hielt er Ausschau.

Zur Ruhe kam er nie.

Kehrte er zurück, setzte er sich ans Feuer und verlangte nach Rum. Waren Gäste da, mussten sie sich seine Geschichten von Stürmen, Meutereien und fernen Meeren anhören. An manchen Abenden begann er schließlich mit seiner rauen Stimme Seemannslieder zu singen, sodass die Gläser auf den Tischen klirrten.

„Alle zusammen!“, knurrte er dann. „Lauter!“

Niemand widersprach.

Für ihn hielt ich weiterhin Ausschau. Der Kapitän zahlte mir vier Pennys im Monat, damit ich ihn warnte, falls ich einen Seemann

mit nur einem Bein sehen sollte. Keiner erschien jemals. Trotzdem begann ich, überall nach ihm zu suchen.

Manchmal, wenn Nebel über der Straße lag, meinte ich Gestalten zu erkennen, die sich langsam dem Gasthof näherten. Schatten, die stehen blieben und dann wieder verschwanden. Ich blinzelte – und da war niemand.

An einem kalten Wintermorgen geschah schließlich etwas anderes. Ich war allein im Schankraum, als sich die Tür lautlos öffnete.

Ein Mann trat ein, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Er war nicht so groß wie der Kapitän, doch an ihm war nichts Vertrauenswürdiges. Eine Narbe zog sich über seine Wange, und an seiner linken Hand fehlten zwei Finger. Seine Augen huschten rastlos umher.

„Habt ihr Rum?“, fragte er.

„Ja, Sir.“

Ich wollte gerade die Flasche holen, als er mich mit einer Handbewegung zurückhielt.

„Komm her, Junge.“

Ich trat näher.

„Der Mann, der immer dort sitzt“, sagte er und deutete auf die Ecke. „Ist er noch hier?“

„Ja.“

„Ist er jetzt im Gasthof?“

„Nein. Er ist hinaus zu den Klippen gegangen.“

Der Fremde lächelte.

Es war kein angenehmes Lächeln.

„Gut“, sagte er. „Dann werde ich warten.“

Er setzte sich an den Tisch des Kapitäns.

„Bring mir den Rum. Ich möchte nur einen alten Freund begrüßen.“

Ich brachte ihm die Flasche. Langsam nahm er einen Schluck nach dem anderen, ohne den Blick von der Tür abzuwenden.

Und wartete.

Nach einer Weile hörte ich draußen Schritte.

Die Tür öffnete sich, und der Kapitän trat ein.

Als er den Fremden sah, blieb er wie angewurzelt stehen.

Der andere hob den Kopf.

„Hallo, Bill.“

Der Kapitän rührte sich nicht.

„Black Dog“, sagte er.

„Ganz recht.“

Ein paar Sekunden lang bewegte sich keiner von beiden.

„Setz dich, Bill“, fuhr der andere fort. „Wir müssen reden.“

Der Kapitän stellte sein Fernrohr ab und setzte sich ihm gegenüber.

„Wer weiß noch, dass ich hier bin?“

„Niemand ... vorerst.“

Sie sprachen leise miteinander. Ich konnte ihre Worte nicht verstehen, doch ich sah, wie sich die Züge des Kapitäns verhärteten.

Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch.

„Nein!“

Black Dog sprang auf.

„Dann wirst du es eben müssen!“

Die Stühle scharrten über den Boden, und beide zogen Messer.

Ohne den Blick von ihnen abzuwenden, wich ich rückwärts zum Schanktresen zurück.

Der Kapitän griff zuerst an.

Black Dog wich aus und schlug zurück.

Die Klingen trafen klirrend aufeinander.

Zwischen Tischen und Stühlen kämpften sie sich durch den Raum.

„Bill, hör mir zu!“

Doch der Kapitän hörte nicht zu.

Er drängte seinen Gegner Schritt für Schritt zur Tür zurück. Black Dog versuchte zu entkommen. Da stieß der Kapitän ein letztes Mal zu.

Die Klinge traf ihn an der Schulter.

Black Dog schrie auf und stürzte hinaus.

Der Kapitän machte zwei Schritte hinter ihm her ...

und blieb stehen.

Er blickte auf das Blut an der Tür.

Dann wandte er sich wieder dem Tisch zu.

„Rum“, sagte er.

Ich holte die Flasche.

Als ich zurückkam, war er blass geworden und stützte sich schwer auf den Tisch. Er wollte etwas sagen, legte jedoch eine Hand an die Brust.

Und brach zusammen.

Sofort schickten wir nach Dr. Livesey.

„Er ist nicht tot“, sagte der Doktor, nachdem er ihn untersucht hatte. „Aber er hat einen Schlaganfall erlitten. Wenn er weiter so viel trinkt, wird er nicht mehr lange leben.“

In den Tagen danach wirkte der Kapitän unruhiger denn je.

Er hielt nicht mehr bloß Ausschau.

Jetzt fürchtete er sich vor dem, was kommen mochte.

Bei jedem Geräusch fuhr er herum. Jeder Schritt auf der Straße ließ ihn zusammenzucken. Und er trank mehr, als gut für ihn war.

Eines Nachmittags, als die Sonne bereits zu sinken begann, war ich allein im Schankraum.

Da hörte ich es.

Tapp ... tapp ... tapp ...

Das Geräusch eines Stocks auf dem Boden.

Die Tür öffnete sich, und ein alter blinder Mann trat ein. Ein Tuch war über seine Augen gebunden, und er trug einen langen, schmutzigen Mantel.

Langsam tastete er sich mit seinem Stock voran.

„Ist jemand hier?“, fragte er.

„Ja.“

„Junge, komm her.“

Ich ging zu ihm.

Kaum hatten seine Finger mein Handgelenk berührt, packte er es mit überraschender Kraft.

„Bring mich zum Kapitän“, flüsterte er. „Und versuch nicht, mich zu täuschen.“

Als wir bei ihm ankamen, blickte der Kapitän auf.

Und sein Gesicht wurde kreidebleich.

„Nein!“

Der Blinde lächelte.

„Hallo, Bill.“

„Was willst du, Pew?“

„Nur tun, was ich tun muss.“

Er streckte die Hand aus.

„Gib mir deine.“

Der Kapitän zögerte.

Der Stock klopfte erneut auf den Boden.

„Tu es.“

Der Kapitän gehorchte.

Pew legte etwas in seine Handfläche und schloss seine Finger darum.

„Heute Nacht.“

Dann wandte er sich um und ging.

Tapp ... tapp ... tapp ...

Das Geräusch entfernte sich langsam.

Der Kapitän öffnete die Hand.

In seiner Hand lag eine kleine schwarze Scheibe.

„Der Schwarze Fleck ...“, murmelte er.

Ich wusste, was der Schwarze Fleck bedeutete. Unter Piraten war er ein Zeichen des Urteils. Wer ihn erhielt, wusste, dass die anderen ihn verurteilt hatten.

„Bis zehn Uhr habe ich wohl noch Zeit ...“, murmelte er.

Er blickte zum Fenster hinauf.

„Noch ist Zeit.“

Plötzlich sprang er auf.

„Jim!“

„Ja, Kapitän?“

„Sie kommen heute Nacht.“

„Wer?“

„Die Mannschaft.“

Sein Blick wanderte zur Tür.

„Sie werden nach meiner Seekiste suchen.“

„Nach dem Geld?“

„Nein.“

Er schüttelte den Kopf.

„Nach den Papieren.“

Er rang nach Luft.

„Wenn sie hier sind, bevor ich bereit bin ...“

Er presste eine Hand gegen die Brust.

„Verflucht ...“

Er versuchte zum Tisch zu gehen, doch seine Beine versagten ihm den Dienst. Schwankend machte er einen Schritt und musste sich an einer Stuhllehne festhalten.

„Jim ... die Kiste!“, brachte er heiser hervor. „Wir müssen ...“

Er verstummte.

Sein Gesicht verfärbte sich.

„Kapitän ...“

Er öffnete den Mund, als wolle er noch etwas sagen, doch nur ein ersticktes Geräusch drang heraus.

Mit beiden Händen klammerte er sich an den Tisch.

„Rum ...“, flüsterte er.

Weiter kam er nicht.

Seine Finger lockerten sich. Er versuchte, sich aufrecht zu halten, doch sein Arm gab nach.

Das Glas auf dem Tisch fiel zu Boden und zerbrach.

Der Kapitän schwankte.

„Kapitän!“

Ich machte einen Schritt auf ihn zu, doch es war bereits zu spät.

Seine Knie gaben nach, und er stürzte seitlich zu Boden.

Für einen Augenblick glaubte ich, er würde wieder aufstehen.

Doch das tat er nicht.

Seine Augen blieben offen und blickten ins Leere.

Ich kniete mich neben ihn.

„Kapitän!“, rief ich.

Keine Antwort.

Ich legte ihm die Hand auf die Brust.

Nichts.

Das Herz des alten Billy Bones schlug nicht mehr.